

Erich Dauenhauer

Gott und Glaube in Bestsellern

Was seit der Antike in der abendländischen Literatur wie selbstverständlich und breit anwesend war und bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts von großen christlichen Dichtergestalten restexemplarisch eingebracht wurde, erscheint heutzutage im literarischen Horizont randständig: die Gottes- und Glaubensfrage. Wie stark, so kann man exemplarisch fragen, ist die religiöse Aussicht in Bestsellern, die so etwas wie Leittexte des Kritiker- und Lesergeschmacks darstellen, ausgeprägt? Dabei ist zu bedenken, daß ein belletristischer Text nicht schon dann als gott- und glaubensfern eingestuft werden kann, wenn in der äußeren Handlung und im Vokabular kein direkter religiöser Bezug zu entdecken ist.

Bevor drei Beispiele vorgestellt werden¹, sei einiges zur Ausgangslage und zum Auswahlverfahren gesagt. Es kann sicherlich, ohne Widerspruch hervorzurufen, festgestellt werden, daß die führenden deutschsprachigen Literaten unserer Tage nur in Ausnahmefällen in religiösen Mustern denken und schreiben; das zeigen nicht allein ihre Texte, sondern auch Schriftstellerkongresse, Schriftstellerreden² u. ä. Mit Glaube und Kirche setzt man sich z. B. auf Akademietagungen auseinander, freundlich und lebensbeiläufig und nicht zuletzt mit dem Blick auf Öffentlichkeitswirksamkeit. Ansonsten bevorzugt man gerne weltanschauliche Großangebote der Zeit (Marxismus u. a.). Der typisch zeitgenössische Erzähler sucht letzte Sinngevißheiten bei allen nur denkbaren Quellen – das kirchliche Offenbarungsangebot spielt im allgemeinen literarischen Bewußtsein keine Rolle mehr. Ein zweiter Akzent der Ausgangslage kann in der marktbeherrschenden Maßstabsmentalität der Literaturkritik gesehen werden. Die Behauptung Friedrich Th. Vischers, „daß einem religiösen (Epos) überhaupt das Wesentliche der Dichtart abgeht“³, ist zum verbreiteten Qualitätsaxiom aufgestiegen⁴, insbesondere in den Medien der Großkritik, die in jeder Saison im wesentlichen bestimmt, welche Bücher zu Marktführern aufsteigen⁵.

Notwendig sind auch einige Bemerkungen zum Untersuchungsrahmen. Die als Bestseller vorgestellten Beispiele sind nicht nach statistischen Verfahren oder kriterienstreng objektiv ausgewählt, z. B. nach Auflagenhöhe, Häufigkeit der Rezension, Grad der Qualitätsanerkennung. Vielmehr wurde, auf der Grundlage zweier regelmäßig erscheinender Bestsellerlisten (Der Spiegel, Literaturmagazin in SWF 3; Befragung von Buchhändlern und Kritikern) und des Rezensionsspiegels in den zitierten Medien mehr oder weniger subjektiv entschieden. Untersucht wird also nicht die Spitze der Bestseller. Die Auswahl ist auch kein Qualitätsurteil.

Schließlich ist zu bemerken, daß der Gottes- und Glaubensbegriff hier nicht gründlich erörtert werden kann. Unter „Gott“ wird die Möglichkeit verstanden, letzten Sinn zu erfahren, unter Glaube ein gnadenhafter Weg dazu. Für die Grammatik der literarischen Gottessuche sind solche einfache und weite Formulierungen deshalb wichtig, weil es zu eng wäre anzunehmen, daß die Gottesfrage von einem Schriftsteller nur dann auf den Weg gebracht werde, wenn er äußerlich biblisches Vokabular verwendet oder einen religiösen Sinnbedarf in seinem Text offen anmeldet. Unter solchem Fragehorizont würde man höchste literarische Leistungen und intimste Gottessucher ausschließen, das heißt, komplizierte, verborgen gewebte Suchmuster übersehen⁶. Im Extremfall kann es sein, daß ein Literat persönlich und in seiner proklamierten Weltanschauung die kirchliche Wahrheitsweisung oder Gott überhaupt leugnet und gleichzeitig seine Textfiguren über Leiden und Trauer ganz nah an Glauben und Gott heranzieht. Niemand sollte sich durch Äußerlichkeiten blenden lassen: das dichterische Werk kann „religiöser“ sein, als sein Schöpfer selbst wahrhaben will (und umgekehrt). Die Urfrage christlichen Denkens z. B., wie denn das Leiden sinnhaft „unterzubringen“ sei, ist ewiges Thema aller Kunst, die immanent auf eine existentielle Weltauslegung zufragt und „Gott“ sozusagen permanent voraussetzt. Keineswegs soll damit behauptet sein, daß jeder in modischem Weltschmerz verfaßte Text automatisch und auf irgendeine Weise gottesnah sei oder eine religiöse Aussicht schaffe⁷.

Es wird vielmehr unterstellt, daß eine Prosa, die *im Lesevollzug offen oder werkimmanent die Möglichkeit anbietet*, jenseits des defizitären Seienden ein „absolutes Sein in ewigem Selbstbesitz“⁸ vorauszusetzen, die Gottes- und Glaubensfrage eingebracht hat. Konkret können wir als herausragende Glaubensattribute nennen: „unauflösliches Geheimnis“ (K. Rahner) und damit Ehrfurcht; Gnade, tätige Liebe, Vergebung und Hoffnung. Im Textarsenal sollten Sinnmöglichkeiten, wenn auch noch so intim verborgen, als Angebote vertreten sein, den Lesevollzug in Richtung göttliches Grundvertrauen zu transzendieren. Ein Roman kann, absichtlich oder nicht, an diese Grenze führen, ein anderer die Gottesfrage total ausschließen, etwa wenn er die „Existenzwunde“ potentiell und komplett für diesseitig erklärbar und heilbar hält und seine Figurenführung so anlegt, daß aller Sinnbedarf durch materialistische Ideologie potentiell zu sättigen ist, die Figuren also rein empirisch kreisen und jede transzendierende Perspektive textfaktisch untersagt wird⁹.

Peter Handke

Quer zur literarischen Mode stülpt *Peter Handke* Sprache und Erzählthematik artifiziell nach außen. Er versteckt nichts ins Beiläufige, wenig ins Hintergründige, er ist Dichter in einem ursprünglichen, offen-baren Mitteilungssinne, in Wortwahl

und Rhythmus ein Verkünder mit biblischen Tonlagen. Dafür erntet er bei der Literaturkritik allenthalben Spott und schlimmsten Verriß¹⁰: Sakrales Vokabular und Andachtsgesinnung hätten Qualitätsverlust zwangsläufig zur Folge. Unbeirrt davon setzt Handke in der „*Kindergeschichte*“ (Suhrkamp, 1981) seinen Weg fort und erreicht – wunderbarlich genug – in Bestsellerlisten sogar mittlere bis obere Rangplätze¹¹. Wie sind Gott und Glaube in seiner *Kindergeschichte* gegenwärtig? Gewiß nicht, trotz aller Offenbarungsgestik, in der nahen Du-Gewißheit, wie wir sie bei Reinhold Schneider und anderen christlichen Schriftstellern kennen, ja Handke mischt Reserve und Anerkennung unverkennbar: Der „Erwachsene“ verordnet dem „Kind“ einen Schulwechsel, weil von einem Lehrer „etwas Böses“ ausgegangen war, das sich als „Ungnade auswirken konnte“; „Verlassenheit“ und „Ausgeschlossenheit“ des Kindes sollten durchbrochen werden in einer anderen Schule, die den „Namen eines Heiligen“ (110 ff.) trug:

„Doch auf jenem Gang stört es ihn (den Erwachsenen) nicht, daß die Schule einer religiösen Tradition angehört, die ihn selber einst mit viel Todeskälte, Gespensterglauben und Geistfeindlichkeit umstellte; jetzt leben vielmehr Farbenpracht, Inbrunst, Nachbarschaftlichkeit, arglose Kindlichkeit, Daseinsfreude und mystische Einheit wieder auf, worin die Kirche (oder wenigstens ihre grundlegenden Schriften) andererseits gewiß auf Dauer bestärken konnte. – Mit ihm allein hatte das Kind ja bisher wenig von einer Tradition mitbekommen (über kurze Bibelvorlesungen hinaus, wo freilich allein die Begebenheiten zählten, ohne einen Hintersinn). Ein paarmal waren sie gemeinsam zur Messe gegangen: im Ausnahmefall hatte das Kind dann sogar gemeint, es seien dort alle so ‚gut‘ zu ihm gewesen – aber sonst wurde man in den Kirchenräumen gleich beim ersten Ton schon angeödet und geradezu in der Seele gekränkt von dem in der Regel ganz geistesabwesenden, unernsten und bösen Gebaren der gegenwärtigen falschen Priester und den ebenso bösartigen, herz- und kopflosen Stimmen all der gegenwärtigen falschen Gläubigen.

Und trotzdem ist der Mann auf dem Weg neben den Eisenbahnschienen davon durchdrungen, daß die Schule unter dem Zeichen des Heiligen für das Kind jetzt der richtige Ort sein wird; und schon im voraus weiß er, daß man das Kind dort aufnehmen muß: auch wenn kein Platz mehr sein sollte, wird für es eben einer geschaffen werden.“

Die Seitenhiebe auf falsche Priester und Gläubige können die Grundstimmung des Vertrauens „unter dem Zeichen des Heiligen“ nicht verdecken. Zwar war es dem Erwachsenen recht, „daß es nie ein Zeichen von Frömmigkeit gab“, dennoch geschah „etwas Lebenswichtiges“ (113 f.). Weit über den bloßen Gebrauch eines religiösen Vokabulars hinaus werden dem Leser religiöse Erlebnisse angeboten, so Zweifel und Hoffnung, Schuld und Vergebung (62 f., 86 f., 92 ff.):

„Der Erwachsene verbrachte in dieser Periode nicht wenige Halbtage sozusagen als Aufsichtsperson, gewährte das eigene Kind da in einer ungewohnten Anzahl von anderen und begann nun erstmals an ihm – das war das einzig entsprechende Wort – zu zweifeln; doch nicht etwa an ihm als Einzelwesen, sondern als an der übergeordneten Instanz. Sein Grundgefühl für es, noch vor jeder Zuneigung, war ja bisher ein bedingungsloses, enthusiastisches Vertrauen gewesen. Ohne je eine Meinung zu ‚Kindern‘ im allgemeinen gehabt zu haben, glaubte er eben an dieses bestimmte Kind. Er war überzeugt, daß das Kind da ein großes Gesetz verkörperte, welches er selber entweder vergessen oder nie gehabt hatte.“

„Dabei waren freilich die Realitäts-Tümmeler nicht bloß die Tyrannen einer neuen Epoche: vielmehr erinnerten sie in ihrer Bemessung der Wirklichkeitsgrade an jene Parteien in den ältesten Seeschlachtbe-

schreibungen, die nach dem Kampf die angeschwemmten Leichen und Trümmer zu zählen und danach Sieg oder Niederlage zu berechnen pflegten – auch sie gehörten danach der menschlichen Ewigkeit an, aber der schlechten. Wenn man sich auf diese geborenen Staatsanwälte einließ, zeigte sich übrigens, daß sie mit ihrer Zählweise der Welten – die ‚dritte‘ und die ‚vierte‘ waren dabei die ‚relevantesten‘ – in der Regel eine geheime Schuld übertönten, ja oft sogar einen unsühnbaren Verrat: sie hatten allesamt schon viel Böses getan. (Seltsam dann die Tränen der Larven!) Solche ‚Wirklichkeitler‘ oder ‚Wustmenschen‘ – es wimmelte wohl seit jeher von ihnen – erschienen dem Mann als die sinnlosen Existenzen: fern von der Schöpfung, schon lange tot, machten sie so gesund wie böse weiter, hinterließen nichts, woran man sich halten konnte, und taugten nur noch für den Krieg.“

„Eines Tages kam ein Brief ohne Absenderangabe, worin im Namen jenes einzigen Volkes das Kind, als Abkömmling von dessen ärgsten Verfolgern, mit dem Tode bedroht wurde, in ziemlich ungebräuchlichen Floskeln (welche sich freilich beim Nachschlagen im Wörterbuch als recht sinnfällig erwiesen).

Im weiteren Umkreis der Schule des Volkes war der Mann einigen dazugehörigen Erwachsenen begegnet, die er auch später noch traf, und die er, auf sehr verschiedene Weise, weit näher kennenlernte als all die Fremden zuvor; und so kam er jetzt schnell dahinter, welcher Mensch da vom ‚Zerteilen‘, ‚Zerstückeln‘ usw. schrieb, sofern ‚die Millionen Opfer nicht von den Toten auferweckt‘ würden, und sich am Schluß des Drohbriefs einen alttestamentarischen Namen gab. Er forschte wie ein Detektiv die Adresse des anderen aus, steckte ein Messer in die Tasche und machte sich sofort auf den Weg . . . Er tötet nicht – es ist nicht der Fall. Nichts als Schwäche im Handgelenk . . . Gemeinsam gehen sie von der kalten Wohnung zum nahen großen Friedhof, spazieren dort auf und ab, reden allerlei und wissen dann, daß sie nie Feinde sein werden, aber auch niemals Angehörige.“

Das Kind als Geschöpf und Geschenk, das Schutz und Ehrfurcht gebietet, an dem die mögliche Reinheit erkannt werden kann – geht man zu weit mit der Vermutung, daß sich bei der Lektüre der biblische Begriff der Kindschaft Gottes einstellt?

Günter Grass

Auch bei *Günter Grass* soll nicht das Verhältnis von Gott und Glaube einerseits und Autor andererseits untersucht werden, sondern allein religiöse Erfahrbarkeiten im Textangebot eines bestimmten neueren Werkes. „*Das Treffen in Telgte*“¹² (Luchterhand, 1979) schildert die imaginäre Zusammenkunft von Dichtern, Musikern, Kritikern und Verlegern des ausgehenden Dreißigjährigen Krieges. Mit barocker Sprachmächtigkeit läßt Grass ein farbenprächtiges Zeitgemälde entstehen, Elend und Glanz wachsen aus jeder Szene. Unausweichlich stellt sich die Gottesfrage, dazu zwingen allein schon die agierenden Personen Simon Dach, Gryphius, Paul Gerhardt, Schütz u. a. Nicht *ob* der Leser an die transzendente Perspektive herangeführt wird, ist hier zu untersuchen, sondern *wie* ein Bestsellerautor unserer Tage eine von ihm frei gewählte, die Gottesanrufung noch allgemein und offen geübte Zeit darstellt: Fair und glaubwürdig? Oder spöttisch eingefärbt? Alle fiktionalen Farben stehen dem Virtuosen Grass perfekt zur Verfügung.

Natürlich ist in „*Das Treffen*“ der Aspekt des Glaubens nur einer unter vielen und von vornherein ganz und gar nicht der wichtigste. Ebenso wenig wie Handke

will Grass den Leser vornehmlich in solche existentielle Situationen führen, in denen die Sinnfrage zwangsläufig und zumindest zwischen den Zeilen beantwortet werden müßte. Nein, auch Grass kreist irdisch¹³, er bringt seine Figuren zum Weinen und Prahlen, sie plündern und saufen – und beten. Am Wallfahrtsort Telgte macht kein anderer als Gelnhausen „den musisch wallfahrenden Herren“ mit listigem Mundwerk Quartier, damit sie Geschriebenes und Erlittenes besprechen und die Kriegszeit überdenken, auch religiös bedenken. Den Verfasser des *Simplizissimus* läßt Grass in indirekter Rede erklären: „Ihn kümmerge die Religion wenig, wenn man ihm seine lasse“ (13).

Wo der Text ironisch wird, stellt sich verbindliches Schmunzeln ein, so wenn berichtet wird, daß Kuriere Petitionen (15) „vom protestantischen ins katholische Lager oder in umgekehrte Richtung trugen, wobei die Standorte der Konfessionen nicht ganz den militärischen Freund-Feind-Positionen entsprachen: das katholische Frankreich hatte sich, bei päpstlichem Wohlwollen, mit Spanien, Habsburg und Bayern angelegt, die protestantischen Sachsen standen mal mit dem einen, dann mit dem anderen Fuß im kaiserlichen Lager. Vor wenigen Jahren waren die lutherischen Schweden über die lutherischen Dänen hergefallen.“

Verwicklungen der Kirchen, Verstrickungen gläubiger Personen, bei aller aufdeckenden Präzision und Distanz – hämisch gerät keine Stelle. Gerade innerhalb der Gegensätze von barocker Lebensgier und frommer Denkungsart behandelt Grass jede Partei, jede Figur „gerecht“. „Alle, bis auf Rist, der das Predigen nicht lassen könne“ (23); oder: „Einzig der pfäffische Ort sei ihm (Simon Dach) nicht geheuer. Man vermute in Telgte heimliche Treffen der Wiedertäufer“ (25) – was in solchen Wendungen Personen und Örtlichkeiten requisitär umgebunden wird, macht sie im ganzen eher sympathisch. Der Text engagiert sich sogar, an mehr als an einer Stelle, ökumenisch: Die Versammlung schreitet zur Totenehrung; es soll des Jesuiten Spee von Langenfeld gedacht werden, „schon wollte sich Gryphius in Unmut eindüstern“, dann aber weitet Grass den Horizont (29 f.):

„Zwar war vielen Anwesenden vertraut (und nachahmend geläufig), was als Jesuitentheater Schule gemacht hatte, zwar waren dem Studenten Gryphius die lateinischen Oden des Jesuiten Jakob Balde etliche ‚Verteutschungen‘ wert gewesen, zwar hatte sich Gelnhausen, den niemand außer Harsdörffer (und Greflinger) der Gesellschaft zurechnen wollte, als katholisch ausgegeben – und keiner nahm daran Anstoß –, aber die Totenehrung für Spee war einigen der protestantischen Herren, selbst wenn sie sich dem Dachschen Toleranzgebot beugen wollten, eine Zumutung. Sie hätte lauten Protest oder stumme Abwendung zur Folge gehabt, wäre nicht Hoffmannswaldau dem nun streng blickenden und die erregte Versammlung zwingenden Dach beigesprungen, indem er zuerst aus Spees Trutznachtigall, die nicht ausgedruckt, aber in Abschriften in Umlauf war, den ‚Bußgesang eines recht zerknirschten Herzens‘ zitierte: ‚Wann Abends uns die braune Nacht In Schatten schwarz verkleidet...‘, um dann freiheraus, als trüge er das lateinische Original in sich, aus der ‚Cautio Criminalis‘, Spees Anklageschrift gegen Inquisition und Tortur, etliche Fakten vorzutragen, denen Thesen folgten; worauf er des Jesuiten Mut lobte und herausfordernd allseits (Gryphius direkt ins Gesicht) fragte, wer unter ihnen, wie Spee im finsternen Würzburg, an die zweihundert Weiber unter der Folter erbärmlich gesehen, nach vor Pein tollem Geständnis tröstend zum Holzstoß begleitet, darauf sein grausames Erfahren niedergeschrieben und anklagend in Druck gegeben hätte?

Da war keine Antwort möglich. Dem alten Weckherlin liefen Tränen. Als hätte er damit Sinn geben wollen, sagte der Student Scheffler: Außerdem sei Spee wie Opitz von der Pest gerafft worden.“

Das sündige Treiben bringt Paul Gerhardt fast zur Verzweiflung, er schließt „die verruchte Wirtin“ in die Fürbitte eines Morgengebets ein (64, 66):

„Es möge der Herrgott und barmherzige Vater das unselige Weib, um ihrer Sünden wegen, nicht allzu hart mit seinem Zorn strafen und künftigen Frevel ihr nachsehen, weil ja der Krieg dieses Weib so gemacht und mit ihr manchen Frommen vertiert habe. Dann bat er, wie seit Jahren schon jeden Morgen, um baldigen Frieden, der allen Rechtgläubigen Schutz, den Irrenden aber und Leugnern des wahren Gottes entweder endliche Einsicht oder verdiente Strafe bringen solle.“

„Er bat den allmächtigen Gott und Vater, die hochgelehrten und dennoch abgrundtief irrenden Herren, den weltklugen Weckherlin und den aus dunkler Herkunft zwielichtenden Moscherosch, den schlimmen Greflinger und sogar den närrischen Stoffel, obzwar der katholisch, mit rechten Worten zu begaben. Die Finger verschränkt, rang er seiner Inbrunst die Bitte ab: Es möge die Versammlung in allem seine, des höchsten Richters Herrlichkeit preisen.“

Über einzelne Figuren- und Szenenarrangements hinaus kultiviert Grass, unter allen lebenden deutschen Schriftstellern mit größtem internationalen Ansehen ausgestattet, das Grundthema der religiösen Toleranz. Die Versammlung streitet sich unablässig, über Krieg und Frieden, Sprache und Religion. Obligates Tischgebet und Bohnen und Speck können unvermittelt zusammenfließen (88):

„Merkwürdig, daß sich der fromme Gerhardt ereiferte: Man hätte besser vorsorgen sollen. Dach, als der Einladende, hätte das Notwendigste – Speck und Bohnen – bereithalten müssen. Er sei doch bei seinem Fürsten in Gunst. Warum aus dessen calvinistischer Fourage nichts abzuzweigen gewesen wäre? Er verlange nur, was notdürftig jeder Christenmensch brauche. Außerdem könne ein Gast wie der kursächsische Hofkapellmeister, wenn er sich schon herablasse, bei schlichten Strophenliedschreibern zu weilen, bessere Bewirtung verlangen.“

Darauf sagte Dach: Man möge ihn nur schelten. Doch dulde er nicht, daß seines Fürsten Religion geschmäht werde. Ob Gerhardt nicht die brandenburgischen Toleranzedikte kenne?“

Wie könnte es bei Grass anders sein: genußvolle Lebensart und Sprachkunst sind nicht zu trennen. Im Quartier herrscht auch nachts Unruhe, der „Nachtbetrieb (dringt) vom Stall über den Hof bis durch die Fenster“. Im derben Treiben hält sich Glaube (133):

„Paul Gerhardt kam zu Schlaf, indem er lange vergeblich, dann mit Erfolg wider die weithin tönende Fleischeslust anbetete. Ähnlich erfahren im Umgang mit sündigem Lärm führten Dach und Albert ihre Müdigkeit ins Ziel: in ihrer Kammer, der von Schütz nichts geblieben war, lasen sie einander aus der Bibel vor: aus dem Buch Hiob natürlich . . .“

Martin Walser

Mit *Martin Walser* beziehen wir einen Schriftsteller ein, der sich vom Mythostyp (Handke) und Bacchustyp (Grass) in Sprachgestik und Thematik wesentlich unterscheidet und der dem Zeitgeschmack – wenn auch nicht immer dem Geschmack der Literaturkritik¹⁴ – sehr nahe kommt. Ohne damit ein Qualitätsur-

teil zu verbinden, seien die Hauptinstrumente des Soziotyps (Marx und Freud stehen als ideologische Stammväter über allen Aussagen) kurz angeführt: alltagsnahe, fast auf den Sprechton gebrachte Sprache, beinahe komplette Begrenzung des thematischen Blickwinkels auf Zeitfiguren und -probleme, aktuelle Requisitenausstattung und allgegenwärtige gesellschaftskritische Glossierung durch raffinierte Detailabschilderungen.

„*Das Schwanenhaus*“ demonstriert dieses Bestsellerrezept¹⁵; geschildert wird der Konkurrenzkampf von Immobilienhändlern um „ein Jugendstil-Traumjuwel“, eben das Schwanenhaus, um das sich der Held, Dr. Gottlieb Zürn, trotz allen Einsatzes vergeblich bemüht. Am Weg der Glücklosen baut Walser Nische um Nische zeitgenössischen Denkens, Fühlens und Agierens, und wenn man diese illustren Staffierungen nach religiösen Farben auch in zweiter und dritter Textschicht absucht, kommt man zu einem erstaunlichen Ergebnis: Gott und Glaube kommen nicht vor, weder in offener Reflexion noch immanent durch Erlebnisqualitäten und Erzählerperspektive.

Die Menschen intrigieren, nehmen Valium, spotten und ängstigen sich – einen Gott kennen sie nicht, auch nicht Attribute wie Gnade, Ehrfurcht, Vergebung. Sie handeln und kämpfen, beobachten und steuern ihr Selbst im kleinen Kahn gebrochener Gewißheiten, an die sie sich dennoch klammern, ohne ernsthaft übers irdische Ufer zu blicken, geschweige denn eine Weile religiös innezuhalten. Berge von Alltagsattrappen türmen sich auf, im Büro und auf der Straße, auf Partys und in Introversionen, die Figuren ächzen unter dem Chaos der Welt und erfahren ihre Ichgrenzen – dennoch reicht es nicht bis zur schlichten Frage: Welchen Sinn hat das, welche Schlüsse sind daraus zu ziehen? Statt dessen poetisiert Dr. Zürn heimlich und mit narzißtischer Freude und zelebriert eine bekannte Version der Melancholie der Vergeblichkeit.

Am äußersten Erzählrande entdeckt man Sprachpartikel, die eine religiöse Farbe vortäuschen, etwa wenn es in einer Rückblende über die Mutter heißt (41): „Gerade daß sie ihr Innerstes noch für Gott hatte freihalten können. Alles sonst diente dem Geldverdienen.“ Lebenstrauma und Erzählbotschaft zugleich kommen in dem Satz zum Ausdruck (42): „Seine Tätigkeit hatte sich in nichts als Geld verwandelt. Mein Nihilismus, dachte er, und fühlte sich wohl dabei.“ Man wird ernstlich krank (93 ff.), denkt an den Tod (90), verlangt Abreibung (136), träumt von einem „PS-Christus“ (115), spricht vom „Unwahrscheinlichkeitsgrad der unbefleckten Empfängnis“ (118) als egoistische Wunschmetapher, „betet(e) Vorsätze herunter“ (119), geht und fährt durch barocke süddeutsche Landschaften und Städte, ohne religiöse Impressionen, ohne die Glaubensfrage einzubringen. „Der Sonntagvormittag, fand er, eigne sich am besten zum Dichten. Er war auch gern fromm“ (145 f.) – kontextlos stehen solche Bemerkungen im äußerlichen Requisitenmagazin, sie muntern nicht dazu auf, weiterzudenken und sie im Zusammenhang zu prüfen. Denn einen Sinnzusammenhang findet man unter diesen Sprach-

splittern nicht, auch dann nicht, als der Held, die Vergeblichkeit all seiner Mühen erfahrend, existentiell getroffen ist und regredierend naiv denkt (219):

„Die Wolkenränder an der Durchbruchstelle gleißen. Gottlieb starrte in den blendenden Glanz, der aus dem Wolkenloch strömte. Wenn er so etwas sah, dachte er immer noch an Gott. Das war eine Vorstellung aus seiner Kindheit. Dieser aus einem Wolkenloch brechende Glanz kommt von Gott. Hinter dem Glanz wohnt Gott. Der Glanz, von dem er, weil die Augen schmerzen, jetzt wieder wegschauen muß, ist Gott. Er konnte sich sagen, er verfallende, wenn er in diesem aus den Wolken brechenden Glanz Gott sehe, lediglich einer Vorstellung, die in seiner Kindheit in ihm fixiert worden sei; aber dadurch ließ sich das Gefühl, der Glanz aus den Wolken sei Gott, nicht vertreiben. Dieses Gefühl ließ sich nur widerlegen. Aber das Widerlegen nützt nichts. Die Macht der Vorstellung aus der Kindheit ist nicht durch Widerlegung zu brechen. Du hättest dich entwickeln müssen, denkt Gottlieb Zürn.“

Gott und Glaube in der Literatur

In jeder guten Literatur spiegelt sich Zeitgeist; zugleich bietet sie Möglichkeiten, ihn zu übersteigen. Folgt man dieser Aussage, so kann es nicht verwundern, daß in den untersuchten Beispielen – und sie decken das Gesamtbild weitgehend ab – Gott und Glaube *nicht zentral* verhandelt werden, weder in der Themenwahl und Figurengestaltung noch in den Tiefenstrukturen des Textes, etwa dadurch, daß zwar nicht ausdrücklich religiös geschrieben wird, daß aber Glaubensqualitäten (Vergebung, Demut usw.) themenfaktisch herausragend anklingen. Auf der anderen Seite rollt gute Literatur stets den existentiellen Grenzfall auf, selbst in der nur scheinbar harmlos aufgebauten Abnutzungsperspektive des Alltags, so daß es nicht als besondere Leistung aufgefaßt werden kann, im Handlungs- und Reflexionsgeschehen die Sinnfrage zu stellen: Diese Erlebnislage ist der Normalfall aller Kunst. Es entspricht also lediglich einer bestimmten, das Ganze der literarischen Qualität nicht bewertenden Position, als Christ zu fragen:

1. Kommen Gott und Glaube in der Literatur zeitgeistgerecht zum Ausdruck? Unsere Antwort lautet: Ja, die randständig gewordene religiöse Frage wird auch in der herrschenden Literatur randständig behandelt; Gott und Glaube und ihre Attribute liegen *spurenhaft* über Texte verstreut, sie bilden aber nicht Zentren, auf die hin – versteckt oder offen – Hauptlinien angelegt sind. Um Ehrfurcht, Hoffnung oder Nächstenliebe (Solidarität) zu thematisieren, muß man nicht unbedingt die Religion bemühen, so jedenfalls mutet es uns aus der Lektüre vielfach an.

2. Ist moderne Literatur so gestaltet, daß über ihre Grundstimmungen (z. B. existentielles Staunen) Erlebniswertigkeiten erzeugt werden können, die wenigstens lesersubjektiv zur Gottes- und Glaubensfrage anregen? Auch diese Frage ist zu bejahen, denn weit über den Mythostyp hinaus provoziert jede gute Literatur die Sinnsuche; es bleibt dem jeweiligen Leser überlassen, welchen Vollzug er wählt. Insofern kann z. B. „Das siebte Kreuz“ von Anna Seghers als durchaus

„religiös anstiftend“ eingestuft werden. Weder die weltanschauliche Position des Autors noch die literarisch-artifizielle Qualität schließen demnach eine religiöse Anstiftungskraft aus oder automatisch ein.

3. Warum wird der Schritt ins ausdrücklich Christliche, in die Welt des ringenden Glaubens, der aktuellen Not eines Christenmenschen so wenig vollzogen? Es wäre nicht ausreichend zu antworten: Weil dafür keine breite Leserschicht vorhanden ist, welche die führenden Verlage und Kritiker in eine solche Bedürfnisrichtung drängen. Es wäre sogar falsch zu sagen: Weil eine Problematik des Christlichen nicht brennend existiert, denn das würde die Glaubensfrage in den exotischen Rang der Geschichte verpflanzen. Die *Conditio humana* ist an einer sinnerzwingenden Weltauslegung festgemacht; das Angebot christlicher Werte steht in pluralistischer Zeit – profan ausgedrückt – im Wettbewerb mit anderen Sinnstiftungen. Solange wir nicht den öffentlichen Mut aufbringen zu fragen: Was „leistet“ Literatur mit Blick auf Gott und Glaube?, versetzen wir die herrschende Tendenz und ihre teilweise fragwürdigen Prämissen (vgl. Anm. 4 und 5) nicht in jene heilsame Unruhe, die für eine breitere Öffnung erforderlich wäre. Freilich: Wer so unangenehm die ausgemachte Axiomatik der literarischen Szene zu stören versucht, wird auf Mißverständnisse und Vorwürfe gefaßt sein müssen¹⁶.

ANMERKUNGEN

¹ Die Auswahl bezieht sich auf Prosastücke, die im Zeitraum vom Januar 1980 bis Juni 1981 auf Bestseller- und Bestenlisten ausgewiesen wurden.

² Häufig herrscht Kirchen- und Religionsfeindlichkeit vor, so bei Thomas Bernhard, der die katholische Kirche als „eine der größten Vernichterinnen“ der Seele bezeichnet (Die Ursache, 1975).

³ Fr. Th. Vischer, Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen (Stuttgart 1857) 1303.

⁴ Als Beispiele seien herausgegriffen: 1. Wolfram Schütt (Frankfurter Rundschau v. 4. 8. 1979) führt H. Bölls literarischen Qualitätsverlust (mit „Schlachtfeld der falschen Worte“ bewertet er „Fürsorgliche Belagerung“) auf eine Kirchenneurose zurück: „da weiß man, da spürt man: das hat mit seiner Prüderie der Katholizismus einem Moralisten angetan“. 2. Marcel Reich-Ranicki (FAZ v. 6. 6. 1981 und andere Stellen in der gleichen Zeitung) hält „mystisch-religiöse Versunkenheit“, „sakrales Vokabular“ und literarische Qualität für unverträgliche Kategorien.

⁵ Zu den Medien der Großkritik rechnen: FAZ, Der Spiegel, Die Zeit, Süddeutsche Zeitung, Frankfurter Rundschau, Neue Zürcher Zeitung und – mit einigem Abstand – Rheinischer Merkur, die beiden Stuttgarter Tageszeitungen, Baseler Zeitung und das Fernsehen (z. B. das Literaturmagazin in Südwest 3). Geradezu repräsentativ für die Literaturkritik ist die Feststellung (Seite „Literatur“ in der FAZ v. 11. 4. 1981, Rezension von Friedrich Schlegels „Literarische Notizen“): Nach seinen jugendlichen Abenteuern (die allein literaturfördernd waren) sei er „in den festen Hafen der katholischen Kirche eingelaufen, wo dann kein Raum mehr war für die Deduktion, daß ‚Gott selbst ein Dichter‘ sei“.

⁶ Vgl. dazu H. J. Baden, in dieser Zschr. 197 (1979) 44, über Max Frischs Stiller als religiöser Typ.

⁷ Mit dieser Aussage wird zweierlei deutlich: Die generelle religiöse Struktur der Literatur muß hier ganz und gar undiskutiert bleiben. Auf der anderen Seite hilft – bei aller Vorläufigkeit und einfachen Setzung – eine diffuse Gottesidee nicht weiter. Zumindest einige positiven Attribute sind heranzuziehen.

⁸ K. Rahner, H. Vorgrimler, Kleines Theologisches Wörterbuch (Freiburg 1971) 144 ff.

⁹ Lebensweltlich und wissenschaftlich allgemein kommt die Mentalität der Homo- und Soziozentrik beispielhaft in A.

Pecceis „Die Zukunft in unserer Hand“ (Wien 1981) zum Ausdruck: Lösungen und Werte seien allein „Produkt des Menschen“ (23); den Religionen wird lediglich eine Rolle der irdischen Befriedigung zugestanden (36 ff.); der Autor (Präsident des Club of Rome) geht sogar so weit zu behaupten, „daß daran“ (gemeint ist die nicht gelungene Befriedigung des Menschen und die daraus resultierenden Weltkonflikte) „größtenteils die Repräsentanten . . . der großen Religionen schuld waren“.

¹⁰ So z. B. in der FAZ a.a.O. und in der Ausgabe v. 17. 11. 1979: „Denn wenn das Buch gesalbt ist, dann mit ranzigem und deshalb parfümiertem Öl“, heißt es über Handkes „Langsame Heimkehr“; die „nicht überraschende Hinwendung zu Gott, zum Glauben, Heil und Erlösung, Schuld und Sühne“ werden mit „Dürftigkeit der Gedanken“, ja mit Mißbrauch in Verbindung gebracht: es sei kein „religiöses Buch . . . Es ist vielmehr ein Buch, das religiöse Motive und Begriffe mißbraucht“, urteilt der Leiter der Literaturredaktion der FAZ.

¹¹ Im „Spiegel“ (in den Ausgaben März bis Juni 1981) teilweise Platz 4; auf der „Bestenliste“ im SWF-Literaturmagazin Platz 3 und 2 (März und April 1981).

¹² In den Bestsellerlisten und auch im allgemeinen Rezensionenbild steht „Kopfgeburten oder Die Deutschen sterben aus“ (häufig auf Platz 1 der Spiegel-Liste) zumeist vor „Das Treffen in Telgte“ (bis Platz 2 der Spiegel-Liste). Wenn dennoch „Das Treffen“ gewählt wurde, so deshalb, weil der zeitironische Reisebericht (mit teilweise platten Anspielungen) sicherlich nicht mit dem poetischen Virtuosenstück der Telgte-Erzählung in Konkurrenz treten will.

¹³ Als Botschaft der Erzählung kann gelten: „Wo alles wüst lag, glänzten einzig die Wörter. Und wo sich die Fürsten erniedrigt hatten, fiel den Dichtern Ansehen zu. Ihnen, und nicht den Mächtigen, war Unsterblichkeit sicher“ (26).

¹⁴ Wie Walsers literarische Qualität von der Kritik eingeschätzt wird, zeigt beispielhaft Günter Blöcker in der FAZ v. 23. 8. 1980 (Rezension zu: „Das Schwanenhaus“): „verbale Drapierungen“, „Wort-Masken“, „eleganter Wortschaum“, Redefreudigkeit und routiniertes Wortgeschmeide könnten die fehlende Dreidimensionalität und epische Architektur nicht ersetzen. „Paradoxiertweise scheitert er immer wieder daran, daß ihm die Wörter allzu bereitwillig gehorchen . . . Korruptiert durch ihre unbegrenzte Erbotigkeit bleibt er im entscheidenden Augenblick genau dort stehen, wo der erzählerische Bereich beginnt, wo bloße Behauptung oder Glossierung in epische Präsenz umschlagen müßte.“

¹⁵ Auf der Spiegel-Liste über Wochen (1980) in mittlerer bis unterer Position (bei zehn zu vergebenen Rangplätzen); auf der Liste „Die 100 Bücher der Leser“ des SWF-Literaturmagazins (Rangplatzierungen durch 1225 Leser) auf Platz 58.

¹⁶ Etwa derart: Weil man im „Schwanenhaus“ keine transzendierende Perspektive entdeckt habe, weise man Martin Walser generell als antireligiösen Schriftsteller aus. Oder: Indem man die Gottes- und Glaubensfrage als Leser an einen Roman herantrage, wolle man seine literarische Qualität generell von seinem religiösen Bezug abhängig machen.